



---

**Aus Freude am Lesen**

Eigentlich sind sie doch ein gutes Team, die Dänin Sine und der namenlose Rucksacktourist aus Deutschland. Er wird von ihr aus einer vermeintlich bedrohlichen Situation befreit, in die er gleich zu Beginn seines Burma-Aufenthaltes geriet. Sie wiederum ist fasziniert von seiner DDR-Vergangenheit, die ihn doch in die Lage versetzen müsste, den Einheimischen Mut zu machen, ja sie vielleicht sogar darin anzuleiten: wie man sich von einem totalitären Regime befreit. Sie kommen sich näher, verlieben sich. Doch bald muss Sine erkennen, wie sehr sie sich in ihm getäuscht hat und trennt sich von ihm. Getrieben von dem Wunsch nach Wiedergutmachung, getrieben aber auch von den Dämonen einer alten Liebesschuld, beginnt er sie zu suchen und verstrickt sich immer tiefer in das nur scheinbar malerische Land, dessen touristische Fassade bald zu bröckeln beginnt.

»Nirgendwo sonst« ist eine Reise ins Herz der Finsternis, eine spannende, dichte Expedition in die Abgründe einer bedrohlichen Diktatur und einer verloren gegangenen Identität.

CHRISTIANE NEUDECKER, geb. 1974, studierte Theaterregie an der Hochschule für Schauspielkunst Ernst Busch und lebt als freie Schriftstellerin und Diplom-Regisseurin in Berlin. Seit 2001 arbeitet sie mit dem Künstlerkollektiv phase7 zusammen, u.a. am Forum Neues Musiktheater, bei den Internationalen Festspielen Bergen oder dem New Vision Arts Festival Hongkong. Für die Deutsche Oper Berlin verfasste sie das Libretto zu »Himmelsmechanik – eine Entortung«. Christiane Neudecker wurde für ihre Romane und Kurzgeschichten mit zahlreichen Literaturpreisen gewürdigt. Ihr jüngster Roman »Der Gott der Stadt« (2019) wurde mehrfach ausgezeichnet, die davor erschienene »Sommernovelle« (2015) erreichte die SPIEGEL-Bestsellerliste und war NDR Buch des Monats.

Christiane Neudecker

# Nirgendwo sonst

Roman

**btb**

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

3. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe Mai 2010

btb Verlag in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

Copyright © 2008 by Luchterhand Literaturverlag, einem

Unternehmen der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH, München

Umschlaggestaltung: semper smile, München

Umschlagfoto: Keren Su / Corbis

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

SK · Herstellung: SK

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-74093-2

[www.btb-verlag.de](http://www.btb-verlag.de)

[www.facebook.com/btbverlag](http://www.facebook.com/btbverlag)

*Ich bin zwei,  
und beide halten Abstand – siamesische Zwillinge,  
die nicht miteinander verwachsen sind.*

Fernando Pessoa, Buch der Unruhe



Etwas zerfällt. Mit noch geschlossenen Augen kann er es schon sehen. Der Raum um ihn hat sich über Nacht verschoben, sich ausgetauscht, während er schlief. Nichts ist verortbar in diesem Zimmer, das er gestern erstmals betreten hat. Er hatte die Tür geöffnet und etwas war verloren gegangen. War ersetzt worden durch etwas anderes. Durch ein Abbröckeln von Dingen, von Gedanken vielleicht. Wie schnell, fragt er sich, beginnt das Vergessen.

Er hat, daran erinnert er sich, das Licht nicht eingeschaltet, als er ankam. Hat die Wände nicht nach Halterungen für sein Moskitonetz überprüft. Er hat den Rucksack abgestreift und sich im Dunkeln zum Bett vorgetastet. Ist unter die Laken gekrochen, ohne sich umzusehen. Hat das Gesicht in die Kissen gepresst. Als könnte man sich so in den Schlaf stürzen. Als würde das helfen.

Hoch über seinem Kopf hört er den Ventilator. Das Geräusch schält sich in sein Bewusstsein. Träge rotierende Blätter in dickflüssiger Luft, angeschoben vom Dröhnen des Generators im Hinterhof. Manchmal ein Klacken. Ein Innehalten, wenn sich die staatliche Stromversorgung zuschaltet und der hoteleigene Generator verstummt. Ein Stocken in der auslaufenden, sich dann gegenstimmenden Bewegung. Bis zum nächsten Umsprung.

Er weiß, wo das Fenster sein müsste. Wo die Tür, der Schrank, das Bett, in dem er liegt. Die Anordnung der Möbel im Zimmer. Der Lageplan des Hotels, der Ort. Es lässt sich einkreisen. In Burma muss er sein, immer noch. Aber dann.

*Kann nicht sein, dass ich Dich nie wieder sehen soll. Das lasse ich nicht zu.*

Vor ihm ein Bild. Von jemandem. Von ihr womöglich. Schon jetzt ist es überlagert, beginnt sich zu verfälschen. Was wird bleiben. Die Farbe ihrer Augen etwa. Die gezackte Narbe auf ihrem linken Handrücken. Oder die Krümmung ihres Rückens, als sie sich von ihm wendete.

Diese Schwere in seinen Gliedern. Er versucht, sich zu bewegen. Seine Füße, seine Finger: alles bleibt reglos. Selbst sein Atem scheint ihm nicht zu gehorchen. Sein Brustkorb ist fest, er hebt sich nicht, senkt sich nicht.

Luft will er holen, einfach atmen gegen die Starre. Hat aber vergessen wie. Das ist ihm als Kind einmal passiert. Er hatte die Eltern gefragt, wann man schluckt. Beim Einatmen oder beim Ausatmen, ob davor, danach, währenddessen. Sie konnten ihm damals nicht antworten, verstanden nicht, dass es ihm Ernst war. Lächelten über die Frage. Und er saß auf dem Teppichboden im Wohnzimmer und starrte sie an. Wie sie schmunzelnd vom Sofa auf ihn herunterblickten, während sein Mund sich mit Speichel füllte und er versuchte, sich an den Vorgang zu erinnern. An die Mechanik, das Ein, das Aus, das Zusammenziehen der Brustmuskulatur, das Ausdehnen der Lunge, den Unterdruck. Bis ihm die Spucke über das Kinn auf den Boden troff, sein Gesicht blau anlief, bis sein Vater ihn hochnahm, ihn schüttelte und anschrte, ihm auf den Rücken trommelte, ihm schließlich ins Gesicht



schlag und er erschrocken Augen und Mund aufriss und scharf nach Luft schnappte.

Daran versucht er sich jetzt zu erinnern: das Gefühl des kalten Sauerstoffs, der ihm durch die Luftröhre schoss, so schnell und hastig, dass sein Hals noch Tage später schmerzte. Er zwingt sich zu der Bewegung, die er seitdem verinnerlicht hat. Die er geübt hat. Damit ihm so was nicht noch einmal passiert. Das Öffnen des Mundes. Ein kurzes Anatmen. Ein heftiges Ausstoßen. Bis sich die Gedanken, die ihm durcheinander geraten sind, wieder ordnen.

Er dehnt den Kiefer. Holt endlich Luft. Lauscht. Kann die eigenen Atemzüge wieder hören. Sie scheinen jetzt aus der anderen Ecke des Raums zu kommen. Ein Schnaufen, fremd, unregelmäßig, wie von ihm abgetrennt. Einen Moment lang verändert er den Rhythmus. Will sicher gehen, dass nicht doch eine andere Person dort drüben steht. Die ihm aus dem Halbdunkel des Zimmers entgegen atmet. Fast glaubt er schon, den Luftzug in seinem Gesicht zu spüren, den verdrehten Kreislauf, mit dem ihm der andere die Luft beim Ausatmen ins Gesicht bläst. Doch dann folgt das Geräusch seinem eigenen, umgewandelten Takt. Der da atmet, ist er. Niemand sonst im Raum. Auch wenn es sich anders anfühlt. Als wäre seine Atmung nun völlig außerhalb seines Körpers. Als hätte er sich verzweifacht und stünde seinem gedoppelten Ich gegenüber.

Als wäre das, was verloren ging, er selbst.

Mitten in der Nacht war er in Mandalay angekommen. Er war aus dem Bus gestiegen, hinein in den nächstgelegenen der wartenden Pick-ups: bringt mich zu einem Guesthouse, irgendeinem, vielleicht ist sie dort. Noch im Bus hatte er versucht, zu erraten, wohin sie gehen würde. Nach Preislisten

hatte er seinen Reiseführer durchsucht, nach Stadtteilen, Hinweisen auf ihre mögliche Unterkunft. Schließlich hatte er das Buch beiseite gelegt, war müde geworden angesichts dieser Vielzahl von Möglichkeiten. Hatte begonnen, aus dem Fenster zu starren, auf Straßenkanten, abfallende Kurven im nächtlichen Felsgebirge. Den im Regen zerbröckelnden, aufschwemmenden Abgrund vor Augen. Die unbekümmert schwungvolle Fahrt des Betelnuss kauenden Busfahrers.

An einer der Haltestellen hatte er sich eine Flasche Whiskey gekauft, flach, klein, hatte den Amerikaner abgewehrt, den sie neben ihn gesetzt hatten, dessen Angebot, *take my pills, they make you sleep.*

Er hatte getrunken, in tiefen, stetigen Zügen, die Fensterscheibe zur Seite geschoben, den Kopf in den Fahrtwind gehalten, dem Sprühregen entgegen, während der Amerikaner mit offenem Mund neben ihm schlief. Hatte versucht sich abzulenken. Zu errechnen, beispielsweise, ob er sich würde retten können, falls das Fahrzeug vom Weg abkäme, die leer laufenden Räder im plötzlichen Nichts, der Sturz in die Schlucht. Ein beherzter Sprung aus dem Fenster vielleicht, ein Griff nach Wurzeln, nach Geröll, *wäre mein Leben das wert.*

Die Bilder von Sine, die er auch jetzt noch auszublenden versucht. Ihr Gesicht, erst ungläubig, fragend. Dann vor Wut verzerrt. An der Kreuzung von Shwenyaung war es passiert. Sie hatte es herausgefunden. Er hatte es kommen sehen, die ganzen zwei Wochen über, ein sich enger ziehender Kreis. Einen kurzen Augenblick lang hatte sie versucht, auf ihn einzuschlagen. Hatte ihre Hände zu starren Fäusten geballt, auf ihn eingehämmert, sein Brustbein, seine hängenden Schultern. Auffangen wollte er sie, sie mit seinen Armen umschließen, ich kann das erklären, Sine, so hör doch, hör, aber

dann riss sie sich los, schrie ihm ins Gesicht, vor den Augen der verwunderten Burmesen, die im Straßenstaub still mit ihnen auf den Bus warteten, sie stieß ihn von sich, während sie schrie und schrie, screaming on top of her lungs, wie die schrill kreischenden Todesfeen der Iren, banshee, banshee, wie konntest du. Warum.

Er hatte nicht verhindern können, dass sie in den Bus sprang. Dass sie den Busfahrer anflehte, ihn nicht mit an Bord zu nehmen. Dass alle ihn anstarrten, what did you do to this girl. Stumm blieb er stehen und blickte auf die sich schließenden Türen, den aufwirbelnden Sandstaub, das zweifach beschriftete Schild im Rückfenster, birmanische Schriftzirkel und lateinische Buchstaben, Bestimmungsort: Mandalay.

Den ganzen Tag hatte er auf den nächsten Bus warten müssen. War dort sitzen geblieben, auf seinen Rucksack gekauert, den Kopf in den Händen vergraben, den Körper über die Erklärungen gebeugt, die er nicht loswerden hatte können: versteh doch, wir sind da hineingeschlittert, ich wollte das nicht, der Fehler lag am Beginn, sagen hätte ich es dir müssen, längst schon, aber ich wollte dich nicht verlieren, didn't want to loose you, Sine, listen, listen to me. Please. Der Regen begann beim Einbruch der Dunkelheit, als er in den endlich heranrollenden Bus stieg.

»Wohin?«, hatte ihn sein Hausarzt stirnrunzelnd gefragt. Und war nicht der einzige gewesen. Das vielfach umgetaufte Land. Burma, Birma, Myanmar. Verständnislose Blicke. Wie soll man es nennen. Zweimal so groß wie Deutschland? Wie kann das sein? Ja, wo denn nur? Und wieso.

*Weil Du mir davon erzählt hast. Weil ich die Bilder gesehen habe. Ein weiter, endloser See, auf dem ein dürrer Fischer mit breitkrepfigem Strohhut seine Reuse schwenkt. Goldbauchig aufschwingende Kuppeldächer von Pagoden. Lachende Frauen mit weiß bestrichenen Gesichtern, die, schwerelos, tönerner Krüge auf dem Kopf balancieren. Deine Augen, wenn Du Dich erinnertest. Deine Gesten, die weich wurden, oder lebhaft. Aber das Militär, sagten die, die etwas wussten. Das sozialistische Regime. Die Kindersoldaten, die Rauschgiftfelder.*

*Ich habe Deine Argumente übernommen. Die Argumente von einer, die dort war. Dass das Land sich öffnen muss. Dass es für die, die nicht hinauskönnen, ein Zeichen ist, wenn wir kommen. Dass man die staatlichen Hotels meiden muss. Das staatliche Transportwesen. Die Staatsträger, wo immer man kann.*

Polio, Hepatitis A, Hepatitis B, Twinrix am besten. Eine Malaria-Prophylaxe empfehle ich nicht, sagte der Hausarzt. Die Nebenwirkungen, toxische Effekte im Zentralnervensystem, da haben Sie nichts mehr von Ihrem Urlaub. Kaufen Sie sich ein Mosquito-Netz, einen Schnelltest, ein Gegenmittel, kostengünstig übers Internet, aus Holland, das muss reichen. Ich gebe Ihnen ein Schreiben mit, mit Briefkopf, mit Stempel und Unterschrift. Bewahren Sie es bei den Medikamenten auf, sonst kommen Sie mir in Schwierigkeiten: for medical purpose only.

In kürzestmöglichen Abständen war er zu den Impfungen gegangen. Hatte nur einmal eine heftige Gegenreaktion entwickelt, Gelbfieber, scherzten die Freunde. Die Fluggesellschaft feierte ein Jubiläum, das Ticket war billiger als erwartet.

Jetzt sitzt er auf dem Bett. Hat seinen Körper zusammengeschoben, sich aufgesetzt, langsam, als wäre er über Nacht alt geworden. Vor dem Fenster hört er den Regen. Spürt den nasen Film auf seiner Haut, die mit Feuchtigkeit durchtränkte Luft.

Beim ersten Schritt aus dem Flugzeug hatte ihn die Last dieser burmesischen Luft zurückgeworfen. Sie fiel von oben auf ihn herab, eine schwer gesogene Decke, die er nicht abschütteln hatte können. An Dampfbäder hatte er flüchtig gedacht, Saunalandschaften in Spaßbädern, an türkisches Hammam.

»Es könnte knapp werden, zu nah am Ende der Regenzeit«, hatte die Frau im Reisebüro gesagt. Anfang September, riskant sei das. Andererseits, lenkte sie ein, als sie seinen entschlossenen Gesichtsausdruck bemerkte, die meisten kämen zu Weihnachten, eine Welle aus Individualtouristen, so nannte sie das: Individualtouristen, da sei das dann ja auch nicht mehr schön. Er hatte sie nicht angesehen, hatte gesagt: jetzt. Oder nie.

Ein anderer Tag in einem anderen Land: an der portugiesischen Küste war er in der Mittagssonne über Felsklippen geklettert, die Finger in bröckelnden Schiefer gekrallt, die staubigen Zehen im Geröll verbohrt, Muschelkalksplitter auf der austrocknenden Haut. Obwohl er damals schon zwei Wochen in Portugal unterwegs gewesen war, war er erst in diesem Moment angekommen. Er hatte sich, das fühlte er, in das Land hineingetrocknet. Noch auf dem Rollfeld des Mingaladon Airport hatte er begriffen, dass es in Burma anders sein würde. Hier, dachte er, muss ich, um anzukommen, versickern. Wir müssen uns ineinandersaugen, das Land und ich. Wenn ich nicht mehr weiß, ob ich schwitze oder die nasse Luft auf mir spüre, werde ich da sein.

Mit der einen Hand schält er das klebrige Laken von seinem Körper. Hält sich mit der anderen den Kopf. Dieses Pochen hinter den Schläfen. Der Whiskey, vielleicht. Dessen Namen er nicht kennt. Kein Jim Beam, Jack Daniels, erst recht kein Lagavulin. Keine Aufteilung in Bourbon, Single Malt, Double Wood. Keine westlichen Marken im sozialistischen Sperrgebiet. Du fährst, hatten die Freunde gesagt, in eines der einzigen drei Länder der Welt, in dem keine Coca Cola hergestellt wird. Wusstest du das. Wie fremd muss das sein.

Die Nässe überall. Alles warm. Zum Zerfließen. Und doch friert er. Spürt die Aufrauung seiner Haut, das Zusammenziehen der Poren, die gestäubten Härchen an den Schenkeln, den Oberarmen. Sein Körper spannt. Als wäre ihm die eigene Haut eng geworden. Als müsste er sich häuten, die Hülle abstreifen, sich aus ihr winden wie aus einer dieser schillernen Schlangenhäute, die er früher im Wald immer gesucht und nie gefunden hat.

Sine hätte jetzt gelacht. Goosepimpels, hätte sie gerufen, you look like a goose. Und er hätte vorgetäuscht, den Begriff nicht zu kennen. Hätte sie zu sich gezogen, gesagt: Gänsepickel, wie lustig. Dass er diese Redewendungen liebe. Diese Begrifflichkeiten. Die Verdrehungen in der anderen Sprache. Gänsehaut, Gänsepickel. It's raining cats and dogs. I am not out of the woods yet. Fällt dir noch so was ein.

Zwei Wochen. Wie kann das sein. Dass er sie erst seit vierzehn Tagen kennt. Sie fort sein soll, jetzt. Und er sie trotzdem neben sich spürt. Sich an ihren Geruch erinnert, ihre Bewegungen. Weiß, wie ihre Stimme klänge, wenn sie jetzt sagte: lass uns nicht reden, just be quiet, will you, ich möchte nicht, dass sie uns zuhören dabei.

*So war das auch bei Dir, damals. Ich habe Dich gesehen und mich verhalten, als würde ich Dich schon kennen. Habe mir zugesehen, überrascht von mir selbst. Wie ich die Hand auf Deine Schulter legte beim Abschied. Du saßt mit dem Rücken zu mir, vertieft in das Gespräch mit den anderen. Hast nicht bemerkt, dass ich ging. Dass ich die Handfläche – ganz entgegen meiner Art – auf Deiner Schulter ablegte, kurz, leicht. Du hast nichts gemerkt, weil Du mich nicht gespürt hast. Ich Dich immer, von da an.*

Er steht am Fenster. Hat sich die Brille vom steinernen Nachtkästchen gegriffen und im Dunkeln versucht, die Sandalen auf Ungeziefer zu überprüfen, auf Kakerlaken, Skorpione, kleine Gifttiere. Mit gesenktem Kopf hat er sich zum Fensterkreuz vorgetastet und den verbretterten Laden aufgedrückt. Die Augen zusammengekniffen. Sich abgewendet von dem Hinterhof, den Regenfäden, dem Anblick rostender Stahlträger, die jemand am Mauerwerk angelehnt hat, Rostschlieren auf blätterndem Putz.

Der Raum ist nur wenig heller geworden, die Umrisse der Möbel kaum schärfer als zuvor. Und doch beißt ihm das schwächliche Licht in den Augen, sticht ihm bis in den Hinterkopf, ein klopfender, ein sich ausbreitender Schmerz. Die Tabletten in seinem Kulturbeutel fallen ihm ein, wasserlösliche Aspirin. Dass er kein Trinkwasser mehr hat, bemerkt er einen Augenblick später. Wütend dreht er die leere Plastikflasche zwischen den Händen, starrt auf die wenigen, rinnen- den Tropfen an der Innenwand.

Diese Ratschläge. Nur Wasser aus Flaschen trinken, industriell abgepackt. Den Mund schließen beim Duschen. Nie barfuß laufen, nirgends. Wegen der Bilharziose, der Cholera, den Parasiten. Fast will er die Flasche gegen die Wand

schmettern, gegen den schweren Holzschrank ihm gegenüber, oder aus dem Fenster hinaus in den Hinterhof, aber dann lässt er sie aus der Hand gleiten, nutzlos gewordener Gegenstand, und lauscht auf das hohle Geräusch, mit dem sie von den Steinfliesen abspringt und unter das Bettgestell rollt.

*Das wird so nichts. Ich muss sie suchen.*

In der engen Nasszelle will er gerade den Duschkopf vom Haken nehmen, als ihm das Bild vor den Augen zerrieselt. Flirrende Punkte, flockendes Störbild. Er tastet mit der Hand nach der Klobrille, setzt sich zitternd auf den Rand, wartet mit nach vorne gebeugtem Körper darauf, dass der Schwindel nachlässt.

Just a hang-over, hätte Sine ihn jetzt beruhigt. Ein Kater nur, mach dir keine Sorgen. Halblaut wiederholt er die Worte: just a hang-over, just a hang-over, believe me. Aber noch während sein Murmeln lauter wird, während er den Whiskey verflucht, fuseliges Gesöff, während er begreift, dass er englisch mit sich spricht, weil es zwei Wochen lang die Sprache zwischen Sine und ihm gewesen ist, während all dieser zeitgleichen Gedanken also spürt er schon die Angst in sich aufsteigen. Zu untypisch der Schwindel, zu bohrend der Kopfschmerz, er kennt das so nicht. Fremd ist ihm das, fremde Anzeichen einer fremden Krankheit. An die Malaria-symptome versucht er sich zu erinnern. Massive Schweißneigung, stirnbetonter Kopfschmerz, Abgeschlagenheit. Das Fehlen von Grippemerkmalen: kein Schnupfen, kein Halsweh. Schüttelfrost stattdessen. Vorsichtig legt er die Hand auf seine Knie. Will das Zittern abschwächen, sich erheben, die Signale seines Körpers ignorieren, den kalten, schweiß-



nassen Rücken mit dem löchrigen Handtuch trocken reiben. Sine suchen. Sie finden.

Er kann nicht aufstehen. Sein Gleichgewichtssinn hat sich verheddert, zwingt ihn wieder und wieder auf den Rand der Kloschüssel zurück. Bis er die Arme ausstreckt, vorsichtig, sie zum kleinen, rissigen Waschbecken reckt, den Hahn aufdreht, das lauwarme Wasser über die Handgelenke laufen lässt, sich schließlich vorbeugt, den Mund in den Strahl hält – nie Wasser aus Leitungen trinken – und gierig zu schlucken beginnt.

Den Malaria-Schnelltest zerrt er aus dem untersten Fach seines Rucksacks. Ein Plastikbehälter, klein, blau, fast wie die Pausenbrot Dosen, die er aus der Schulzeit kennt. Die Packung, so steht es auf dem Etikett, enthält ein komplettes Equipment zur Blutentnahme.

Mit der aufgeklappten Dose stellt er sich in das Licht am Fenster. Entnimmt die Gebrauchsanweisung, zwei flache Päckchen aus Silberfolie, je zwei Papiertüten: Desinfektionsmittel und sterile Nadeln, zwei Plastikfläschchen: Reagenzflüssigkeit und Kapillarröhrchen. Der Test ist kompliziert, hatte der Hausarzt gesagt, angeblich gibt es eine hohe Fehlerquote. Machen Sie ihn also, wenn Sie können, besser nicht allein.

Vollblut. Das ist das Wort, an dem er hängen bleibt. Zum Nachweis von Plasmodium-Antigen in Vollblut. Die Assistentin hatte gelacht, wenn er unter dem Anblick der Impfspritzen zurückgewichen war. Dass das meistens so sei bei Männern, hatte sie gesagt. Immer eine große Klappe, ihr Helden. Und dann Angst vorm eigenen Blut.

Er blättert in den Anweisungen. Kapillar- und Venenblut kann verwendet werden. Stechen Sie sich in die Fingerbeere.

Wenn Ihnen das schwer fällt, bedenken Sie die lebensbedrohliche Krankheit, die es zu erkennen gilt.

Wieder bricht ihm der Schweiß aus, in Schüben kommt er jetzt. Als wollte er damit die Gedanken ausschwitzen, die in ihm sind. Sine, denkt er, Sine, ich habe alles verdorben. Muss sie finden, ihr erklären. Darf jetzt nicht krank werden. Nicht hier. Nicht mitten in diesem fremden, rückständigen Land. Nicht ohne sie an meiner Seite.

An seinem Fußknöchel entdeckt er neue, rot geschwollene Mückenstiche. Er hatte vergessen, sich mit Insektenmittel einzureiben, als er bis zum Abend auf diesen Mandalay-Bus wartete. Schon am Inle See waren sie zu sorglos gewesen, keine Malariagefahr in dem hochgelegenen Gebiet, das hatten sie glauben wollen.

Er reißt die Silberfolie ein, legt die Testkarte vor sich auf das Fensterbrett. Entfernt die Hülle von der Nadel: blood lancet, steht da, und: single use. Einen kurzen Moment zögert er. Betrachtet die Fingerkuppen der linken Hand. Die Narbe am Zeigefinger, zwei Jahre alt. Ein Unfall beim Kürbisschälen, das neu gekaufte Messer war abgerutscht, das Blut hörte nicht auf zu fließen. In der Notaufnahme hörte er zum ersten Mal das Wort »Fingerbeere« und fand es schön. Die Ärztin, die ihm den Finger mit wenigen Stichen nähte, hatte gelacht, als er beteuerte, für den Rest des Herbstes nicht einen Kürbis mehr anrühren zu wollen. »Ganz falscher Ansatz«, hatte sie gesagt, »jetzt rächen Sie sich und essen soviel Kürbissuppe wie Sie nur können.«

Er spreizt den Zeigefinger ab. Setzt die Nadelspitze knapp neben der Narbe an. Spürt ein Ziehen in der Magengegend und sticht zu. Schnell setzt er das Kapillarröhrchen an dem winzigen Blutstropfen an, quetscht mit dem Daumen die punktierte Fingerkuppe, wartet darauf, dass das Blut zu lau-

fen beginnt. Selbstsaugend sei das Röhrchen, steht in der Gebrauchsanweisung, aber nichts passiert, das Blut stockt in der Hornhaut, die Verletzung ging nicht tief genug.

Für den zweiten Stich braucht er mehrere Anläufe. Immer wieder setzt er an und zuckt zurück. Zählt bis drei, ruft: »Jetzt« und sticht nicht zu. Der Schweiß läuft ihm kalt über das Gesicht, ein herabfallender Tropfen verfehlt nur knapp den Aufnahmeplatz der Testkarte. Dann endlich gelingt ihm ein neuer Stich und er träufelt das Blut direkt auf das markierte Feld. Er trägt die Reagenzflüssigkeit auf, löst den Klebestreifen und presst die Karte zusammen. Fünf bis zehn Minuten könne es dauern, bis sich der rote Blutfarbstoff kläre. Erst danach sei das Ergebnis zu beurteilen.

Fest hat er das Sichtfenster im Blick, das klare Plastik, unter dem die Linien auftauchen werden, die ihm die Dichte der Parasitenkonzentration in seinem Körper anzeigen sollen. Ein Strich bedeutet: negativ. Ab zwei Strichen wäre die Diagnose positiv: Malaria tropica, Malaria tertiana, eine Mischinfektion vielleicht, wie lange wäre die Inkubationsphase. Wie viel Zeit bräuchte er, um das Land zu verlassen, um überzuwechseln nach Thailand, in die fortgeschrittenen Krankenhäuser Bangkoks, zu englisch sprechenden Ärzten.

Seine Augen beginnen zu schmerzen, nichts tut sich auf der Kontrollbande. Das Feld bleibt blank. Er lässt den Blick schweifen, über die abgerundeten Ecken der Testkarte auf den blauen Behälter, auf dem ihm plötzlich ein Satz auffällt, linke, untere Ecke, klein gedruckt: hergestellt in Darmstadt. Darmstadt.

Er muss lachen. Der Name der deutschen Kleinstadt holt ihn zurück. Zu unwirklich alles. It is just a hang-over. Einen lächerlichen Kater habe ich. Bin müde, dehydriert, durch-

einander. Die Kontrollbande wird den einen Strich anzeigen, der mir ein negatives Ergebnis zusichert. Keine Malaria. Was mache ich mich selbst verrückt. Als wäre ich eine Frau, die schwanger sein will.

Er wendet sich ab, greift nach dem Hemd, der Hose, dem Bauchgürtel mit Pass, Visum und Geld. Atmet durch. Steckt sich zwei Aspirin in die Hosentasche. Sucht den Reiseführer, die kleine Stadtkarte, die ihm die zerkästelten Straßen Mandalays auflistet, als befände er sich in New York: 22nd street, 85th street, 33rd. In der Tür dreht er sich noch einmal um, will sich vergewissern, ein schneller Blick auf das Kontrollfeld. Er greift sich die Testkarte, zögert und wirft sie dann – ohne sie anzusehen – in den hölzernen Abfalleimer neben dem Bett.

An der Rezeption kauft er eine Flasche abgepacktes, eisgekühltes Wasser, und fragt, während er die Tabletten auflöst, noch einmal nach Sine, vielleicht ist sie doch, aber der junge Burmese hinter dem Tresen schüttelt den Kopf, keine junge Frau angekommen, und: blond, oh, leider nein, what a pity.

Die Straße ist Wasser geworden. Eine Wasserstraße, denkt er, ein Hafen. Der Regen läuft ihm in den Kragen, während er noch im Türbogen des Guest Houses steht, zögert, wohin. *Ein aufkochender See zu meinen Füßen, wann käme die Flut.* Dass der Anblick etwas Ehrliches hat, denkt er. Endlich greifbar: die Feuchtigkeit in den Räumen, in den Kleidern, der Lunge. Zu Tropfen zerschmolzener Sauerstoff, abtauende Luft.

In seinen Sandalen balanciert er am Wasserrand entlang, links, rechts, alles eins, ertrunkene Wege. Sucht sich Stege über Pfützen, erspäht sich Steinplatten, aufragende Überreste abschüssiger Bordsteinkanten, bis eine Hauswand ihn

eingängt. »You stuck, eh?« Eine Stimme hinter ihm, Zuruf eines Rikschafahrers, der inmitten der Wasseroberfläche aufragt, ihm gefolgt sein muss, Rinnen gezogen hat mit den Reifen seines Fahrrads, den Speichen des Anhängers, den nackten Zehen, die beim Anhalten nach dem Boden tauchen. Er schüttelt den Kopf, not stuck, brauche keinen Fahrer, finde mir meinen Weg allein. Streift wie zum Beweis die Sandalen von den Füßen, »I walk«.

Das Lachen, das sich an ihn hängt, während seine Knöchel von der braunen Flüssigkeit umspült werden, »you walk, sure«. Die Unsicherheit, mit der seine Fußsohlen nach den Unebenheiten auf dem Grund spüren. Dann das Stechen, als sich unter Wasser der spitze Gegenstand in seine Haut bohrt, der Schreck. Mit einem Satz ist der Rikschafahrer bei ihm, reicht ihm den Arm, zieht ihn zu sich, »sit, sit«. In den Anhänger lässt er sich fallen, lässt sich einbetten von einer Plastikplane, Säugling im Kinderwagen, denkt an die Spritzen des Hausarztes, Tetanus war dabei gewesen, muss dabei gewesen sein. Eine Scherbe, der Schnitt nicht tief, aber das Wasser, diese Drecksbrühe, wer weiß, was da alles.

Der Rikschafahrer zieht ihn aus dem Pfuhl. Stehend stemmt er sich gegen den Widerstand der Pedale, tritt mit gebogenem Oberkörper das Fahrrad in eine Nebenstraße, abebbende Strömung, where do you want to go, what do you want to see.

*Dass sich etwas rückgängig machen lässt, möchte ich sehen. Möchte sehen, wie Sine mich anhört, mir eine Möglichkeit offen lässt, mir glaubt. Ihr gegenüber will ich mich sehen, will die Worte loswerden, die in mir kreisen seit gestern, will ihr nahe bringen, warum ich. Gemeinsam sähe ich uns, sähe Sine, mich, ein Wieso, das ich selbst vielleicht nicht be-*

*antworten kann, es gestern schon nicht begründen konnte, sähe uns, würde von Sätzen absehen, die alles verwirrten, könnte klären. Sehen wollte ich das, aber.*

Stattdessen reibt er sich die Beine unter der Plane, ihm ist nun doch kalt. Den Longyi hätte er anziehen sollen, wie eine Hülle hätte er ihn um sich legen können, das blaublaue Karomuster, hell, dunkel. Sine hatte es ausgesucht, auf dem Markt am Inle See, that suits you. Er hatte stattdessen nach den Hosen gegriffen, vorhin, weil es ihm merkwürdig vorgekommen wäre: dieser burmesische Männerrock ohne Sine an seiner Seite. Als würde er sich bei den Einheimischen anbieten wollen, ein Japaner in Lederhose beim Schuhplatteln.

Das fragende Gesicht des Rikschafahrers, der sich zu ihm beugt, ratlos, schwarzes Muttermal unter dem Mundwinkel, don't you speak english. Doch, doch, yes, yes, just give me a second. Was man denn sehen müsse von Mandalay, fragt er schließlich. Ob es einen Ort gebe, den jeder besuchen würde, selbst wenn derjenige nur einen Tag in der Stadt bliebe. »Only one day«, der Rikschafahrer strahlt auf, »then I recommend big tour, six hours, you see everything.« Kann das Kopfschütteln nicht verstehen, I make you good price, aber warum denn nicht, am one of the best, will show you Pagoda. Dass es darum nicht gehe, versucht er dem Fahrer nahe zu bringen, einen Ort suche ich, suche jemanden, der in der Stadt sein müsste, wahrscheinlich heute, vielleicht morgen noch, muss die Person finden. Wo könnte sie sein.

Die Stirn des Rikschafahrers in Falten gelegt, I see, I see, is it boy, is it girl. Einen Augenblick zögert er mit der Antwort. Sagt dann: »young lady«. Der Rikschafahrer nickt, streicht mit den Fingern über die Kurve des Lenkers: Does she like

Pagodas, she sure does, all the women do, must be Mandalay Hill then, has big Pagoda, beautiful place, off we go, off through the rain.

Im Vorüberfahren tasten seine Blicke die Gesichter der wenigen Leute ab, die ihnen am Straßenrand entgegenkommen. Keine weiße Frau ist dabei, nicht eine.

»We have onehundred-thirtysix tourists at the moment«, hatte vor zwei Wochen der Mann in der militärischen Uniform gesagt und ihn durchdringend angesehen, kurz bevor er ihm den Einreisestempel in den Pass jagte. Er hatte gestutzt, hatte genickt und sich die Information in einen abgeschirmten Winkel seines Bewusstseins gestopft. Hundertsechunddreißig, was ist das schon. Jetzt erst stolpert er darüber, immer wieder, diese Zahl, verschwindend gering im übergroßen Land, hundertsechunddreißig, wie kann das sein.

Er sieht die Statuen von weitem. Sie ragen vor ihm auf, eine kunstvoll gemeißelte Kreuzung aus Hund und Drache. Scharf geschliffene Zehennägel in den Boden gerammt, spitze Zähne zwischen aufgezogenen Lippen. »Chinthe«, sagt der Rikschafahrer, den er angeschwiegen hat, seit sie sich in Bewegung gesetzt haben. »They are guarding the hill.« *Könntet ihr mir Sphinxen sein, mir die Antwort verrätseln auf meine ungestellten Fragen.*

Die Stufen. Tausendsiebenhundert hat ihm sein Reiseleiter gezählt, und dass ihre Bezwingung ein langes Leben verheiße, *wie müde bin ich bereits jetzt.* Der Rikschafahrer führt ihn zum überdachten Aufgang: »I show you where to put your shoes.«

Sie könnte schon hier sein. Sie könnte vor ihm eingetroffen sein, könnte den gleichen Weg gewählt haben wie er.

Vier Möglichkeiten bieten sich für den Aufstieg: der Norden, der Westen, der Süden zweimal, sich verzweigende Treppenstränge auf bewaldetem Hang. »Everyone comes here«, sagt der Rikschafahrer, erratene Gedanken. Und: »Do you want me to wait.« Keinen Sinn mache das, hört er sich sagen, während er die Sandalen von seinen Füßen streift, weiß nicht, wann sie kommt, kann sein, dass ich den Rest des Tages hier verbringe, nach ihr suche in den Körpern, die sich über die Treppenstufen der Anhöhe entgegen winden. Werde Schritte verfolgen, Bewegungen werten, in der Tiefe unter mir nach ihrer Kleidung Ausschau halten, die helle Bluse, das blonde Haar. Ihr Gesicht muss ich aufspüren, muss ihren Blick einfangen, und dann, ob sie mir zuhört, ich weiß es nicht, zu unsicher all das, aber danke für die Fahrt hierher. Das Kopfschütteln des Rikschafahrers, der den ihm hingehaltenen Geldschein annimmt, ihn faltet, in die Brusttasche schiebt, ein Lächeln, ein Nicken schließlich im Sich-Abwenden.

Seine nackten Füße auf Stein, der Schnitt in der Sohle schon verkrustet. Mit den Zehen fährt er die Kante der ersten Stufe entlang, eintausendsiebenhundert. Seitwärts die Garküchen, die sich über Plattformen legen, die sich auf geräumigen Treppenabsätzen ausbreiten. Stärkung für den Weg, eine Cheroot, eine Tasse Tee vielleicht. Er beginnt mit gesenktem Kopf den Aufstieg, bewegt sich stumm an den Händlern vorbei. Sein Körper sucht sich im Übersprung der Stufen einen Rhythmus, abstützen, atmen. Vielleicht, denkt er, ist sie schon oben, wählt sich dort einen anderen Abstieg, wird mich nicht kreuzen im Wirrwarr der Treppengänge, schneller muss ich.

Er hält nicht inne beim Tempel mit den Peschwar-Reliquien, Buddha wieder, wie immer in diesem Land, drei Kno-



chen diesmal, oder drei Zähne, Haare, er kann sich nicht erinnern, verstreute Körperteile in ganz Asien, wie in Europa die viel zu vielen blutigen Nägel des christlichen Kreuzes. Streift nur flüchtig mit seinem Blick an Statuen entlang, toter Stein in Form von Dämonen, Vögeln aus Fels, die einer liegenden Figur die Schnäbel ins Fleisch bohren, weiter, atmen, nächste Stufe, nicht stehen bleiben bei der goldenen Buddhaskulptur mit dem richtungweisend gereckten Arm, nicht ruhen bei den Teestuben und aufgestellten Tischen mit Andenken, bestickten Taschen, Schärpen, Sandelholzketten. Kurz nur zögert er bei dem Mann, der am Boden kauert, der zu ihm aufsieht, ihm eine Weissagung verspricht, you can trust my words, abstützen, ja, nein, maybe tomorrow, weiter. Der Regen, der nicht aufgehört hat, der an den Stützpfeilern herunterrinnt, über die Ränder der Überdachung fällt. Flimmernde Seitenwände ziehen die Tropfen in die Treppenfluchten ein, verwandeln den Aufstieg in einen Hohlweg aus Wasser. Die Feuchtigkeit an ihm, der eigene, schwitzende Körper, anschwellender Pulsschlag, könnte ich schwimmen, stromaufwärts, bis es höher nicht geht. Atmen, weiter, über den Wendepunkt der kreuzenden Straße, letzte Treppenabsätze, Kinder, die etwas rufen, die Anzahl der Stufen vielleicht, dann das Ende des überdachten Treppenaufgangs, eintausendsiebenhundert, offener Himmel endlich, Nässe im Gesicht. Der Rückblick auf das überquellende Grün der Baumwipfel im Sprühwasser tief ziehender Wolken, über den Hügel rollt es dem Tal entgegen, verläuft sich im Nebel am Horizont.

Auf einer gekachelten Terrasse steht er, dieses große Gebäude vor sich. Wünsche, sagt man, erfüllen sich hier. Säulengänge, die sich dreireihig um den Hauptraum spannen, ein Gewöl-

be aus glitzerndem Spiegelmosaik, sich verschränkende Bögen aus Stein, spitz aufstrebende Türmchen, geschwungenes Mauerwerk. Kleine Stupas stechen aus dem Dach, manche vergoldet, er zwingt seinen Blick von ihnen weg, den Menschen zu, wo könnte sie sein.

Zu einer schnellen Umkreisung entschließt er sich, will Sine nicht übersehen, wäre sie hier. Dass man im Uhrzeigersinn die Heiligtümer umläuft, hat sie ihm beigebracht, just follow the flow, von rechts nach links, die Streckenschleife der Sonne. Er dreht sich gegen das Ritual, heftet seinen Blick in die Gesichter, die sich auf ihn zu bewegen, zu dunkel alle, burmesische Familien, rot gekleidete Mönche, eine Reisegruppe mit Italienern, Spaniern, er weiß es nicht, hört nicht hin. In einer Außenecke der Pagode kleine Buddhafiguren, Schalen, mit denen er Wasser schöpfen könnte, die Statuen begießen, zugeordnet nach Wochentagen. An der Wand ein grellblaues Schild, weiße Buchstaben: Long Liveness will be revealed if you be with Mandalay Hill. Davor Leere, niemand.

Ein kurzer Gang in das Innere der Pagode, das Dunkel. Der Schreck, als sich Umriss zu einer europäischen Gestalt verdichten, weit flatternde Hose, eine Bluse, sei mir Sine. Aber sie ist es nicht, ist nicht sie, kurzes Stolpern im Atem, das Haar zu lockig, eine Backpackerin mit verschwörerischem Lächeln. Er weicht zurück in das verhangene Tageslicht, sucht sich einen ruhigen Ort. Den Ausgang will er im Blickfeld haben, das Viereck des Treppendes, aus dem heraus die Besucher auf die Plattform treten. Er schiebt sich unter einen glitzernden Säulenbogen und wartet.

Wie lange er dort steht. Mit zusammengekniffenen Augen starrt er auf die Bewegungen der sich Nähernden. Das blonde Haar einer Frau, das sich im Herankommen als gefärbt

erweist, nachdunkelnder Ansatz. Die flinke Handbewegung eines jungen Mädchens. Eine Touristin in aufgekrempten Jeans. Bruchstücke sind das, Überbleibsel von Sine, seiner Erinnerung an sie, die jetzt schon, nach nur zwei Tagen Abstand, zu verblassen beginnt. Einen Mönch weist er ab, der sich zu ihm stellt, ihm Geld abnehmen will, you have camera, you need to pay fee. Reibt sich die Schläfen, den noch immer schmerzenden Kopf. Sie muss doch, sie wird noch, jeder kommt hierher.

Er steht. Bis der Vorhang aus Regentropfen auszudünnen beginnt. Später Nachmittag muss es inzwischen sein. Diese bewegungslose Betrachtung der auf ihn zusteigenden Menschen. Nur eine einzige Runde nehmen die meisten, drehen sich ab von ihm, versperren sich seinem suchenden, müder werdenden Blick, biegen in die Kurve hinter ihm, aufgezoogene Figuren eines Wetterhäuschens, bis sie auf der anderen Seite wieder hervortreten, sich mit ihren kleiner werdenden Rücken zurücksenken in die abschüssige Treppenflucht. Die blonde Frau, die Touristin, das Mädchen mit den wirbelnden Händen, die gelockte Backpackerin schließlich. Im Abstieg dreht sie sich noch einmal zu ihm, sucht ein Zeichen von ihm, er bietet es ihr nicht. Wartet.

Eine Veränderung des Lichts lässt ihn hochsehen. Dieses Aufleuchten um ihn. Aus dem geklärten Himmel fallen die Sonnenstrahlen in das Spiegelmosaik der Säulen, brechen sich im Splittermuster der Wandverzierung.

Er löst sich. Tritt ein paar Schritte nach vorn, über den feuchten Kachelboden. Unter seinen Füßen die Spiegelung einer verdrehten Welt. Mit beiden Händen greift er nach dem nassen Geländer, öffnet endlich den Blick. Sieht vor sich: den Fluss, die aufdampfenden Reisfelder, die scharf konturierten